

Will eine Ruh mir suchen...

Autor(en): **Attenhofer, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Will eine Ruh mir suchen...

Will eine Ruh mir suchen, Die nicht von dieser Welt. Der Abend rauscht in Buchen Und legt sich müd aufs Feld.	Ich fühle, daß im Weiten Ein seliges Reich muß sein. Des Stroms goldkühles Gleiten Schlummert allmählich ein.	So will ich denn mich fügen, Dem Tag und seiner Last. Auf schweren Wolkenzügen Silbert des Mondes Glast.
Es ist ein Schmerzvoll Drängen In meiner Brust erwacht. Der Tag fliehet von den Hängen Und senkt sich in die Nacht.	Ich fühle, daß im Schatten Noch lichte Pfade gehn. Ueber den schwarzen Matten Unirdische Stimmen wehn.	Ueber die schlafenden Buchen Ein segnend Leuchten fällt. Will eine Ruh mir suchen, Die nicht von dieser Welt.

Adolf Attenhofer, München.

Schreinermeister Lilienbart.

Erzählung von Maja Matthen, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Dort, wo die Straße der Stadt aus den Geschäftshäusern, den eleganten Restaurants, den Theater- und Konzertbauten in das Viertel der kinderreichen Leute führt, wo den Tag über die Straße widerhallt vom Getrappel eiliger Kinderfüße, vom Gezitscher emsiger Plappermäulchen und dem rauhen Rufen gebrochener Knabenstimmen, dort steht an der Ecke ein Häuslein, etwas niedriger als die andern, mit einem breiten, altmodischen Vordach, darunter ein blaues Emailschild baumelt, so blau wie der Himmel zur Frühlingszeit. In verschnörkelten, mit Rosen und Blattwerk eingelegeten Buchstaben ist darauf zu lesen: Schreinermeister Lilienbart. Diese bunte Schilderei, die auf einen altpäterischen Geschmack und eine warme Freude an Farben deutet, sticht aus dem Einerlei des übrigen Häuser- und Gassengewirrs heraus, wie ein funkelnder Maientag aus dem Grau eines neblichten und verwölkten Himmels.

„Schreinermeister Lilienbart,“ schrieten die Kinder auf der Gasse, faßten sich an den Händen und schritten im Kreise singend: „Lilienbart, Lilienbart, mach mir ein Bettlein zart und mir eine Wiege! Lilienbart, Lilienbart, bau mir zur Himmelfahrt eine Stiege!“

Die Tür der Werkstätte öffnete sich. Ein Mann im Schurz, den Hobel in der Rechten, ein paar Späne in dem langen fuchsroten Bart, sprang heraus und suchte mit dem Hobel gegen die Kinder. „Schert euch, Faulpad!“ rief der Gereizte.

Die Kinder verstummten im Augenblick. Dann wagte sich eines der Beherzteren vor. „Eine Wiege, Lilienbart, eine Wiege...“

„Eine Stiege zur Himmelfahrt,“ echoten die andern, sprangen um den sich wehrenden Mann und haschten nach dem Spänlein, das ihm im Gewand hing. Dabei gelang es ihnen, einen Blick in die Werkstätte zu tun. O, du Herrlichkeit! Da stand allerlei Gerümpel, Stühle und Tische und Schränklein, Konsolen und Truhen, die alle an einem Schaden krankten. Da drinnen sah es aus wie in dem Märchenbuch, dessen Bilder sie alle kannten.

Der unbeholfene Mann konnte sich der Kinder nicht erwehren. Immer heftiger drängten sie, bis er einen der Blondköpfe hochhob, schüttelte und ihm drohend versprach, daß sein Hobel, der so wohl verstände, das Holz weiß und glatt zu schälen, auch wohl so ein widerspenstiges Mägdlein um Zopf und Haar zu bringen vermöge. Da stob die Schar kreischend auseinander. Nur das Gefangene hielt der Meister noch eine Weile hoch, gleichsam den Davonstiebenden zur Warnung vor ähnlichem Schicksal, bis sein Blick in zwei schreckgeöffnete Augen fiel. Die waren wie blaue Steine anzusehen, ohne Ausdruck und ohne Leben, und waren entsezt auf den Hobel gerichtet, den der Schreiner in der freien Hand schwang. Da erbarmte sich Lilienbart des Häufleins Angst, und mit dem Erbarmen war auch der Zorn über